



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wilhelm Jordan`s Nibelunge.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Der Bauer bekreuzigt sich erst nach dem Gewitter. Thun wir es als vorsichtige Leute vorher. Caveant consules ne res publica quid detrimenti capiat.

Wilhelm Jordan's Nibelunge.

Ein eigenthümlich glückliches, doch keineswegs zufälliges Zusammentreffen wäre, wenn sich ergeben sollte, daß der deutschen Nation in demselben Augenblicke, wo sie einen herrlichen Heldenkampf siegreich hinausgeführt hat und zur höchsten Machtstellung, zur Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreiches gelangt ist, — ein gewaltiger Sänger aufgestanden ist, der seinem Volke eines der edelsten Siegesdenkmäler bietet, die ein ernstes, gesinnungstüchtiges und kunstsinntiges Volk sich wünschen mag, — ein wirkliches Nationalepos! Ein eigenthümlich glückliches Zusammentreffen müßte das sein, doch kein zufälliges! Denn dieselbe Kraft, welche den großen Staatsmann befähigt, alle Verhältnisse klar zu durchschauen und darnach zu handeln, dieselbe Kraft, welche den Blick des unvergleichlichen Strategen so hell, so weitsehend macht, sie wohnt ja auch in dem wahren Dichter; nur daß der Letztere (wie Goethe in seiner Abhandlung über Shakespeare ausführt), diese Kraft nicht zu unmittelbaren irdischen Zwecken, sondern zu einem geistigen, allgemeinen Zweck ausbildet.

Jordan, der edle Dichter der Nibelunge, der das im wunderlichen, uralten Schlosse verzaubert schlafende Dornröschen mit dem Kusse des Genius wachgeküßt hat, scheint uns dieser Sänger zu sein, und das deutsche Volk darf sich freuen, daß die Sonne des Sieges nicht nur aus den funkelnden Waffen seiner stolzen Kriegerschaaren, sondern auch aus den goldnen Harpsaiten seines großen Dichters helle Blitze lockt. Ein deutsches Nationalepos! das gebrach uns noch. Man hat zwar in Deutschland diesen Mangel selten eingestehen wollen. Weil man die Elemente zur Schöpfung dieses Nationalgedichtes allerdings besaß, glaubte man auch das Gedicht selbst, die vollendete Schöpfung zu haben. Man hat die mittelalterlichen Nibelungen als ebenbürtiges Kunstwerk neben die Epen der Hellenen gestellt und Gymnasiafen mit jugendlich patriotischem Feuer dieser Parallele zujubeln lassen. Dem großen Friß hat man seine wegwerfende Beurtheilung des mittelalterlichen Gedichtes niemals verziehen. Aber im Stillen hat man doch immer wieder, wenn man vollendete epische Schönheit auf sich wirken lassen wollte, zu Homer gegriffen; eine solche Selbsttäuschung mag dem Nationalgefühl ent-

sprechend sein, kann jedoch den gerade im deutschen Geiste so reich ausgebildeten Kunstsinne und seine Ansprüche nicht betrügen.

Zum Glück ist nun jene Täuschung nicht mehr nothwendig. Der Schöpfer, der die chaotischen Elemente zur lichtvollen Welt verbunden hat, ist gekommen; wirkend und belebend schwebt sein Geist über den Wassern der uralten Fluth. Was man von jeher der mittelalterlichen Dichtung zuzuschreiben wünschte, das ist Jordans Dichtung: ein den homerischen Epen ebenbürtiges, ächt deutsches Epos. — Mit diesem Urtheil ist viel gesagt, und kaum wird es unangefochten bleiben in einer Zeit, wo die Mehrheit so schlecht erträgt, den ersten Platz von einem hervorragenden Manne eingenommen zu sehen, den sie nur, wie Macbeth dem Banquo, den großen Todten aufspart, von denen sie weiß, daß sie nicht kommen werden, um ihn einzunehmen. Möge denn dieser Versuch, einem Lebenden Dichter der deutschen Nation gerecht zu werden, von Vielen neidlos aufgenommen werden!

Doch bevor wir des deutschen Dichters beste Arbeit vorführen, gilt es, einen Vorwurf namentlich zurückzuweisen, den man als den stärksten gegen Jordans Dichtung erhebt.

„Das Gedicht ist modern!“ — Mit diesem Worte glaubt man einen blitzenden Schild zu schwingen, der das Lob auf der Zunge des Bewundernden soll ersticken können. Wirklich scheint auch der Stab über Jordans Nibelungen gebrochen, wenn man mit Recht sagen kann, das Gedicht sei ein modernes. Denn der Stoff ist sicherlich kein moderner; wenn also gleichwohl das Gedicht ein modernes ist, so muß irgendwo eine tiefe Kluft zwischen Stoff und Behandlung klaffen. Ist aber eine solche Kluft vorhanden, so werden alle Lorbeerkränze, die man dem Dichter etwa für Detailschönheiten zu spenden geneigt ist, dieselbe nicht schließen; auch würde dem wohlwollenden Kritiker nichts helfen, mit Aufopferung seiner Person, ein zweiter Curtius, in den Abgrund zu springen; an dem innern Zwiespalt müßte das Gedicht ohne große Lebensfähigkeit untergehn.

Betrachten wir uns den Vorwurf: „Modern“ etwas näher. Zweierlei Gegensätze zu dem Begriffe „modern“ sind hauptsächlich denkbar: Alt (antik oder mittelalterlich) und Ewig. Es liegt auf der Hand, daß im Verhältnisse zu irgend einem ältern Gedicht jedes Gedicht einmal modern gewesen ist. Auch im Verhältnisse zu ihrem Stoff ist natürlich die Dichtung selbst immer neuer, moderner als ihr Stoff. Dies tadeln nun zwar schon gewisse Kritiker; hiervon später! Jedenfalls leuchtet ein, daß neu zu sein in diesem Sinne kein Vorwurf sein kann; ein Vorwurf wäre, künstlich alt sein zu wollen, während man doch wirklich neu ist.

Doch, „modern“ ist auch der Gegensatz zu „ewig.“ Im Leben wie in der Kunst giebt es Erscheinungen, welche wirklich den Stempel des Ewigen

an sich tragen. In der Kunst speciell ist dies der Fall, wenn die betreffenden Werke nicht nur der Ausdruck ihrer Zeit sind, sondern wenn sie das Menschliche, welches ja Anfang, Mitte und Ende aller Kunst ist, so tief fassen, daß ihre Auffassung für alle Zeiten Geltung hat. Man würde sich jedoch irren, wenn man annehmen wollte, solche Werke seien neben ihrer Lebensfähigkeit für alle Zeiten nicht auch zugleich der Ausdruck ihrer Zeit. Vielmehr ist kein Werk denkbar, welches, bei aller Ewigkeit, nicht in erster Linie ein Gebilde seiner Zeit wäre. Ist nun diese Zeit so angethan, daß die in ihr geltenden allgemeinen Weltanschauungen, ihre Ideale u. s. w. für die Zukunft bleibende Bedeutung haben, so wird ein poetisches Werk, welches wie in einem Brennspiegel die geistigen Strahlen des Jahrhunderts sammelt, ein Werk also welches für seine Zeit modern ist, gerade weil es modern ist, auch ewig sein. Es wird sich also darum handeln, einerseits, ob ein Dichter wirklich im Herzen seines Jahrhunderts wohnt und die vollsten Lebensströme desselben in sein Werk zu leiten weiß; andererseits, ob diese Zeit mit ihrem Gefühls-, Gedanken- und Thatenleben eine für die ganze Zukunft der Menschheit bedeutende sei. Der Historiker wird, wahrscheinlich mit Recht, jedem Jahrhundert eine solche Bedeutung vindiciren wollen, nur daß nicht jedes Jahrhundert seinen Centralgenius gefunden hat, der die tiefsten Geheimnisse der Zeit ausgesprochen hätte. Unserm Jahrhundert jedenfalls und dem dasselbe bewegenden Kampfe von Idealismus und Materialismus wird man, abgesehen von den politischen Umwälzungen, seine ewige Bedeutung kaum abzusprechen geneigt sein; der moderne dichterische Erfasser dieser Zeit also, — ist er nur wirklich im vollsten Sinne des Wortes modern, wird somit auch ewig sein, was Menschen so nennen. Jordan erfüllt diese Bedingung. Er ist durch und durch modern. Er hat sich dem Zeitgeiste zugesellt, ist sein Vertrauter. Er hört Alles, was geheimnißvoll durch die Gegenwart zieht; er weiß auch, was daran neu ist und was als ewige Weltströmung seit Jahrtausenden den Erdball umfluthet. Ihm ist nichts Menschliches, noch weniger etwas Zeitgenössisches fremd. Er hat tief hineingeblickt in die wunderbaren Schächte, welche die Naturforschung eröffnet hat; auch in den geheimen Werkstätten der Philosophie ist er vertraut. Sein früheres, wohl des fremdartigen Titels und der darin herrschenden, ich möchte sagen oft metaphysischen Sprache wegen nicht sehr verbreitetes, gedankenreiches Werk „Demiurgos“ giebt hierfür Zeugniß. Der Dichter hat von Jugend an mit ächt norddeutschem Fleiße sich ein gewaltiges Wissen gesammelt, das mit den Jahren, nach einem auch im Reiche des Geistes geltenden Gesetze, sich progressionsweise mehren mußte. Als Mitglied des Frankfurter Parlaments, hat er auch an dem politischen Leben seines Volkes regen, thätigen Antheil genommen und endlich, seitdem er als wandernder Rhapsode von Land zu Land, von Stadt zu Stadt zieht,

Gelegenheit genug gefunden, durch Berührung mit immer neuen Menschen sich zu erfrischen und das Leben in tausend wechselnden Formen zu beobachten, ja recht eigentlich täglich nicht nur den Schatz seiner Abstractionen, sondern den für den Künstler noch ungleich werthvollern Schatz bunter, reicher Lebensbilder ins Unendliche wachsen zu sehen. So darf also Jordan wohl als ein moderner Dichter gelten und zu seinem Ruhme wird das sonst als Vorwurf gemeinte Wort verwandelt.

Aber weshalb wählt er sich dann nicht einen modernen Stoff? Weshalb entnimmt er ihn dem germanischen Alterthum? Da muß es ja zu jener gefährlichen Klust kommen. — Viele sind es, die das einwenden und unter ihnen der Mann, welchen Deutschland mit Recht als Dichter und ernsten, gerechten Kritiker hochverehrt, — Rudolf Gottschall. Seit vielen Jahren schon kämpft Gottschall gegen die Wahl von dichterischen Stoffen, welche über die Reformationzeit hinaus rückwärtsgreifen. Eine solche Theorie ist nun freilich ein gute Wehr und Waffen gegen die frostigen, akademischen Griechen- und Römertragödien, diese dem jungen Dichter so ungemein nützlichen, dem Publicum aber mit Recht langweiligen Studienstücke; wer will da dem Kritiker verdanken, wenn er das lesende Publicum mit allen Mitteln vor solchen Versuchen zu bewahren sucht? Aber gegen den wahren Dichter taugt dieser Harnisch nicht viel. Der ächte Genius wird bei mächtiger Gestaltungskraft und Gestaltungslust auch den scheinbar fernsten, ältesten Stoff so bewältigen, daß daraus ein bleibendes Kunstwerk hervorgeht. Noah, Prometheus oder Faust — das bleibt sich Alles gleich, wenn nur die verarbeitende Kraft vorhanden ist, die den Stoff der Nation und dem Jahrhundert assimiliert. Auch liegen ja oft uralte Stoffe dem Volksbewußtsein unendlich näher als sehr moderne, so z. B. die biblischen. König David ist dem gemeinen Mann fast so vertraut, als der Held des siebenjährigen Krieges. Was den Gebildeten aber betrifft, so sollte er bei den wissenschaftlichen Hilfsmitteln unserer Zeit überall zu Hause sein, so daß ihn kein Stoff zu fremdartig berühren dürfte, vorausgesetzt, daß der Dichter ein lebensvolles Werk daraus geschaffen hat. Endlich ist für diese Frage die Thatsache wohl entscheidend, daß der Dichter, und schreibe er auch nur Dorfgeschichten, doch niemals die baare Wirklichkeit geben kann, sondern unter allen Umständen eines Traum- oder Idealreiches bedürftig ist. Weshalb sollte ihm versagt sein, unter diesen Idealreichen jedesmal dasjenige auszuwählen, welches als das der Idee angemessenste ihm erscheint? Und wer wird dann noch ängstlich die Wegstunden zählen, wo einmal tragende, hebende Flügel sind? —

Ist nun dieß im Allgemeinen zum Schutz der absolut freien dichterischen Stoffwahl gesagt, so braucht die Vertheidigung Jordan's gegen den Vorwurf, daß er einen so alten Stoff gewählt habe, nicht hauptsächlich auf den vor-

gebrachten Argumenten zu ruhen. Hier sind vielmehr einfachere Beweismittel ausreichend.

Sonnenklar ist, daß der Vorwurf: „Zu alter Stoff“ nur dann kräftig ist, wenn er so viel sagen will als „veralteter Stoff, der kein Interesse mehr weckt.“ Wer wollte aber von der Nibelungensage behaupten, sie sei veraltet? So wenig auch das altdeutsche Gedicht in seiner bisherigen Gestalt den künstlerischen Anforderungen eines geläuterten Geschmacks in allen Theilen zu entsprechen vermochte, so nahe damit also die Möglichkeit gelegt war, daß das Gedicht ganz in Vergessenheit gerathe, — hat sich wunderbarer Weise doch erhalten, nicht nur auf dem Katheder der Germanisten, sondern im Volksbewußtsein selbst. Verschiedene Künstler haben immer und immer wieder den Stoff zu ihren genialsten Conceptionen dem Kreise der Nibelungensage entlehnt. Man denke an die Nibelungensäle in München, an die dramatischen Bearbeitungen Hebbel's und Geibel's, an die musikalisch-dramatischen Richard Wagner's. In den Schulen, nicht nur in Knabenschulen, wird das Gedicht, wenn nicht gelesen, so doch seinem Inhalt nach erzählt. Gute Geschichtswerke, auch für die weibliche Jugend z. B. Dezer, — bringen in gehobener Prosa Auszüge aus der Dichtung. Ja, mit Freuden sei hervorgehoben, daß in östreichische Schulbücher bereits ganze Stücke aus Jordan's Neudichtung übergegangen sind. Mit Recht spricht daher Dr. Köpe aus Hamburg in seinem guten Buche über Jordan's Dichtung aus, daß er den Leser bedauern müßte, der noch „einer Balancirstange der Gelehrsamkeit“ bedürfte, um die Klust zu überspringen, die ihn von den Gestalten dieser Dichtung trennt. Er macht diese Bemerkung, indem er die Gestalt Mimes, des zwerghaften Pflegers Sigfrieds hervorhebt und in ihr den Typus der naturwüchsigten Kraft, Tüchtigkeit und Hingebung des deutschen „kleinen Mannes“ findet, gerade so wie ihm Sigfried der wahrhaft deutsche Held, dann der Typus des deutschen Volkscharacters und endlich das Symbol des deutschen Volks in seiner welthistorischen Bedeutung ist. Es hieße muthwillig eine der kräftigsten, tiefsten Wurzeln des deutschen Wesens verkennen, wenn man der Nibelungensage ihre ewige nationale Bedeutung absprechen wollte. Das deutsche Volk ist nicht ein Volk von heute, gestern und ehegestern; mehr als ein anderes hat es die Verpflichtung und durch seine Bildung auch die Möglichkeit, in jedem Augenblick mit dem Bewußtsein seiner ganzen Vergangenheit zu leben. Dies ist auch seiner tief gemüthlichen Natur angemessen. Die Pflicht seiner Erzieher und Bildner aber wird sein, den Zusammenhang der Gegenwart mit der Vergangenheit treu zu vermitteln und, wo derselbe etwa unterbrochen ist, ihn wieder herzustellen.

Es wäre somit eine seltsame Vereinigung von Irrthum und Undankbarkeit, wenn man Jordan zurufen wollte: „Der Stoff zu Deinem Gedichte ist

für uns zu alt" — und gleichzeitig die gelungene Bemühung des Dichters, den alten, nationalen Stoff mit den Forderungen der modernsten Gegenwart auszuführen, etwa als „modernes Verderben des edeln, alten Stoffes“ bezeichnen würde.

Freilich, wo etwa ein solcher Vorwurf sich hervorwagt, da äußert man denselben nicht ohne „gerechte Würdigung der großen Schwierigkeiten, welche die Behandlung eines so alten Stoffes dem modernen Dichter entgegensetzt.“ Diese Schwierigkeiten sind auch auf den ersten Blick groß genug. Der Dichter muß uns ja doch natürlich in das Costüme des heidnischen Germanenthums hineinversetzen. Wie wenig Anhaltspunkte hat er für diese Zeit! Welche Vorstudien muß er erst machen! Und sicherlich werden seine gelehrten Vorstudien die poetische Gluth einigermaßen kälten, vielleicht sogar in das Gedicht selbst eindringen und dasselbe ziemlich ungenießbar machen.

So geht es allerdings manchem Poeten, der einen alten Stoff sich wählt und vor lauter Angst, mit den Gelehrten in Streit zu kommen, seinen Pinsel nur zaghaft führt, daher denn auch nur ein akademisches Gemälde mit richtigem Faltenwurf, aber kein lebensvolles Kunstwerk zu Stande bringt.

Jordan aber vermeidet die Charybdis der frostigen Gelehrtenpoesie und fällt doch auch nicht in die Scylla Hans Sachsischer Anachronismen, welche zu ertragen wir allerdings nicht mehr naiv genug sind. Vorerst modelt Jordan ächte Menschen, und diesen wird, — wie Goethe von Shakespeares Gestalten sagt, — die Toga und am Ende auch die altdeutsche Brüne zu Gesicht stehn. Von Raphael ist jetzt bekannt, daß er auf allen seinen Gemälden, auch auf den Madonnenbildern, die Figuren zuerst nackt entworfen und dann erst die Gewandung hinzugefügt hat. So gewissermaßen auch Jordan. Zunächst unbekümmert um die weitere Bekleidung gibt er uns in den Gebilden seiner Phantasie ächte Menschen, wie wir sind, Fleisch von unserm Fleisch und Blut von unserm Blut, Menschen, die natürlich fühlen, sich sehnen, verzagen, lieben, hassen, sterben, wie wir. Wir lernen kennen den jugendfrohen, starken Jüngling in der Unermeßlichkeit seiner hoffenden Wünsche, die liebliche, liebende Jungfrau, den bequemen, vom Schicksal auf die höchste Stufe gestellten, genießenden Mann, das in seinem innersten Heiligthum tief verletzete, haßerfüllte Weib, dazu die innig fühlende, unglückliche Mutter; — was fragen wir darnach, in welchem Gewande uns diese Menschen begegnen!

Doch müssen sie schließlich irgend ein Gewand bekommen. Und da nenne ich es mit F. Kreyßig (Danziger Zeitung Octbr. 1868) von Seite des Dichters einen „kühnen und glücklichen Griff, daß er die Lebensformen für die von ihm geschilderte Gesellschaft der mittelalterlichen Hochkultur entnommen hat, für die es uns an vermittelnden Anschauungen nicht fehlt. Die Rechtsverhältnisse des Lehnsstaates beherrschen das Leben, ritterliche Sitte ist in

Kampf und Turnier, Hofdienst, Festgelagen und im Verkehr mit den Frauen in voller Geltung; Künste und Gewerbe gewähren Schmuck und Behagen. Nur das christlich-kirchliche Motiv, als dem Geiste der ganzen Dichtung widerstrebend, ist fortgelassen, zum Vortheil der Wirkung."

Es müßte also ein moderner Leser der Dichtung seine Phantasie schon vorher durch Romanlectüre ganz verdorben und gelähmt haben, wenn es ihm schwer fallen sollte, in dieser Welt sich frei und mit Interesse zu bewegen. Daß es freilich solche belletristische Eintagsfliegen gibt, wer wollte leugnen? Wer aber auch wollte wünschen, daß denselben Rechnung getragen werde? Der Dichter hat wahrlich nicht die Aufgabe, der geistigen Verdümpfung einer viertelsgebildeten Mehrheit ungesunde Nahrung zu liefern, sondern sein hohes Ziel ist die geistig-sittliche Hebung der Nation, die Läuterung des Geschmacks. Nicht nach den Uebelständen, welche sind, sondern nach den Idealzuständen, welche sein sollen, richtet er sich und thut selbst das Meiste, um diese Idealzustände herbeizuführen.

Nach vier Richtungen hin erscheint nun Jordan in seiner Dichtung hauptsächlich groß: einmal nämlich als Wiederhersteller des alten nationalen Epos; sodann als schaffender Künstler im wohlberechneten Aufbau des Gedichtes; drittens in der Pracht der Einzelheiten, als energisch schildernder Dichter; endlich in seinem von hoher sittlicher Kraft zeugenden Glauben an den endlichen Sieg des Schönen, welcher Glaube Jordan kühn, frei und sicher macht, ihn den alten Stabvers wiederherstellen, ihn als wandernder Sängers durch die Länder ziehen und fortwährend die Dichtung weiter vollenden heißt. Gelingt uns, nach diesen vier Richtungen hin den Leser über Jordan's dichterische Bedeutung zu orientiren, so dürfen wir hoffen, das Verständniß seiner Dichtung näher zu führen, als wenn wir den Inhalt der Nibelungen von Gesang zu Gesang angeben und analysiren wollten. Denn hierzu wäre kaum der Raum vorhanden; zudem könnte der Leser heinache in derselben Zeit, wo er sich vom Recensenten nach dessen Gutdünken das Wasser in Krügen zu messen läßt, unmittelbar aus dem Springquell selbst schöpfen.

Jordan ist zuerst groß, sagten wir, als Wiederhersteller des alten, nationalen Epos. Schon Goethe, als er im Jahre 1827 die Nibelungenübersetzung C. Simrocks kennen lernte und eine Recensions-skizze dazu schrieb, fühlte das Uralte des Stoffes aus dem mittelalterlichen Gedichte heraus. In hingeworfenen, abgerissenen Worten, die er wohl später zu überarbeiten gedachte, äußert er sich hierüber folgendermaßen: „Uralter Stoff liegt zu Grunde. — Riesenmäßig. — Aus dem höchsten Norden. — Die Motive durchaus sind grundheidnisch. — Keine Spur von einer waltenden Gottheit. — Alles den Menschen und gewissen imaginativen Mitbewohnern der Erde angehörig und überlassen. — Der christliche Cultus ohne den mindesten Ein-

Grenzboten II. 1871.

fluß. — Helden und Heldinnen gehen eigentlich nur in die Kirche, um Händel anzufangen. — In Absicht „auf Localität große Düsternheit.“ Was Goethe mit diesen so sicher in's Schwarze treffenden Worten kurz andeutet, hat auch Jordan erkannt; aber Letzterer ist von der Erkenntniß zur That übergegangen. Mit gründlichstem Verständniß der ältesten deutschen Literatur ausgerüstet, hat Jordan die ächten, altgermanischen Sagen frei gemacht von der zum Theil schwerfällig derben, den schlanken Wuchs plump verunstaltenden mittelalterlichen Hülle. Hier hätte ein Dichter ohne Gelehrsamkeit wohl nicht zum Ziele gelangen können, noch weniger aber ein Gelehrter ohne dichterische Anlage. Da galt es ein Sichten, ein Abwägen nicht nur auf der chronologischen Wage des historischen Sinnes, sondern namentlich auf der Goldwage des poetisch feinen Gefühls. Am interessantesten ist uns hierbei jedenfalls die Rückkehr in's germanische Heidenthum. Was der Dichter selbst von dieser und den verwandten Religionsanschauungen der übrigen arischen Völker hält, spricht er in seiner Abhandlung über das Kunstgesetz Homers aus, eine Abhandlung übrigens, welche die weitverbreitete Anschauung, als sei das verständige, scharfe Denken eine dem Dichter fern liegende Sache, gründlich widerlegt. Dort sagt Jordan: „Die arischen Völker haben mit den tiefsten Schauern der Verehrung und Andacht ein Ewiges, Unergründliches tief empfunden, ein Wollen und Wirken, aus dem die Welt quelle, ein Göttliches, das in der Natur nach Entfaltung strebe, ein Heiliges, das im Menschengeschlecht walte als dessen Zucht und Sitte, um seine schönste Gestalt zu gewinnen. Sie haben immer neue Lösungen des unendlichen Räthsels versucht und sehr wohl gewußt, daß keine derselben genüge. So haben sie Götter gedichtet in Menschengestalt. Sie aber haben es niemals ganz vergessen und umgedreht, daß die Götter Geschöpfe des Menschen seien. Die Hellenen und Germanen wenigstens sind niemals verzichtende Sklaven ihrer eigenen Phantasiebilder geworden. Sie bewahrten sich stets ein Gefühl der Oberherrlichkeit und ein Recht, mit ihren Gebilden frei zu spielen, um sich zu vergnügen, zu erbauen, zu erziehen. Prometheus vergift niemals, daß Er Amt und Ehren ausgetheilt an die Götter und sie wieder zurück nehmen kann, um sie zu stürzen, wie er schon zweimal ihren Sturz erlebt hat. Die weissagende Wala der Edda schaltet nicht minder souverain mit ihren Asen; denn sie weiß ihren Ursprung, ahnt ihren Untergang und schließt ihre erhabenen Runensprüche gar oft mit der Frage: wisset ihr, was das bedeutet? Sie weiß genau, auch diese Riesen gestalten seien doch nur Hieroglyphen für Gedanken des größern Menschen.“

„Die arischen Religionen waren keine Bußübung für die Sünde, geboren zu sein, sondern Ermunterung, der Süße des Lebens zu genießen und Ehrengelot, sein bitteres Leid zu ertragen mit mannhafem Stolz. Sie waren nicht Berknirschung und feige, bis zur Wiege vorgedehnte Todesangst, eingimpft

von der Herrschucht zünftiger Priester, sondern freie Kunst, welche Götter modelte, um darnach Menschen zu züchten.“

„Und diese Kunst, der zu dienen die heilige Aufgabe zumal des Epos ist, wird immer wieder fähig der Ausübung und verständlich, wann unser Geschlecht seine Erdwurzeln wieder einmal befreit hat von ihrer gewaltsamen Unterbindung.“ — Soweit Jordan. Diese Befreiung nun der Erdwurzeln unseres Geschlechts vollbringt er in einer Weise, daß man mit Staunen plötzlich darüber zum Bewußtsein kommt, was einst das deutsche Volk an seiner eigenen Religion gehabt hat. Man lese nach die keusche, heilige Natursymbolik in der Sage vom Gotte Valder und die Räthsel, welche Brunhild dem Könige Gunther aufgibt.

Aber selbst der über so reichliche Plastik verfügende Dichter Jordan wäre nimmer im Stande gewesen, mit einer poetischen Erneuerung und Verklärung des germanischen Heidenthums und des Grundgedankens deutscher Heldensage seine Zeitgenossen so zu fesseln und zu erbauen, daß ihm nun in fast hundert Städten nahe an zweimalhunderttausend Zuhörer gelauscht haben, wenn nicht das Allerheiligste der Religion unserer Altvordern zugleich der Hauptnerv der neuen Religion unserer Gegenwart wäre, wenn nicht auch bei uns alle Begebenheiten und Regungen wiederum gipfelten in einer täglich mehr zur Erkenntniß werdenden Ahnung der obersten Pflicht, durch leibliche Zucht den Menschen göttlichen Idealen nachzumodeln. Sein Epos wäre wirkungslos, wenn es das Christenthum ignoriren wollte. Was ihm aber zu Statten kommt, ist der Umstand, daß das germanische Heidenthum im innersten Kern schon christlich war und christlich sein mußte, wenn unsre Vorfahren die neue Religion so inbrünstig ergreifen sollten.

Der Schluß der Dichtung, — es ist hier nur von dem im Druck veröffentlichten ersten Theile die Rede, — macht das so eben Gesagte deutlicher. Brunhilde und Chrimhilde versöhnen sich zulezt nämlich an der Leiche Sigfrieds. Ganz christlich! ruft man aus. Ganz menschlich göttlich, — beide Worte sollten ja synonym sein! — entgegnen wir und fügen bei: zugleich altheidnisch. Die Sage der Edda nämlich meldet auch die Versöhnung der Königinnen; ja Jordan hat den Schlußvers, womit seine Dichtung schließt, von dort entlehnt. Und welche prächtige Parallele eröffnet sich uns, wenn wir von Jordan's Epos auf den Schluß der Iliade hinüberblicken! Auch dort nach allen den Siegen mit glänzenden Waffen als schönster Sieg die Selbstüberwindung. Achill, der junge achäische Kriegsgott, und Priamos, sein Feind, der alte König der Troer, schlummern versöhnt unter einem Zelt-dache. Der Schatten des erschlagenen Hektor trennt sie nicht. Ich weiß nicht, ob man einem modernen Dichter, wenn Er diesen Schluß der Iliade erfunden hätte, nicht würde zum Vorwurf gemacht haben: das sei ein christlicher Schluß.

Nun freilich wissen wir, daß er heidnisch ist; er ist aber, über alles das hinaus, menschlich schön. Dasselbe gilt vom Ende der Jordan'schen Dichtung. Zugleich wird Jordan, wie bisher Keiner von denen, welche die Nibelungensage bearbeitet haben, der Walküre Brunhild von Anfang bis an's Ende gerecht. Beim mittelalterlichen Epiker verläuft dieser von ihm nur halb begriffene Charakter eigentlich in den Sand; man hört und sieht nichts mehr von Brunhilde, nachdem sie Gunthers Gattin geworden. Jordan läßt sie, nach ihrer Ausöhnung mit Chriemhilde, gemäß uralter, an die indische Heimath des germanischen Stammes gemahnender Sitte mit dem Leichnam Sigfried's sich verbrennen. Die einer Liebesschuld wegen aus Walhall verstoßene Walküre kehrt geläutert durch die Flammen einer unendliches Leid bringenden Liebe in ihre himmlische Heimath zurück. Das ist der allein wahrhaft befriedigende Schluß.

(Schluß folgt.)

Aus Mecklenburg-Schwerin.

Die Scheldezollablösung und der Mecklenburgische Landtag.

Im Juni.

Die Ablösung des Scheldezolles ist nunmehr endlich auch von Seiten Mecklenburgs erfolgt. Nach Ausweis einer im Mecklenburg-Schwerin'schen Regierungsblatte vom 11. März enthaltenen Bekanntmachung des großherzoglichen Staats-Ministeriums zu Schwerin, d. d. 24. Jan. 1871, hat der Beitritt unseres Landes zu dem Allgemeinen Scheldezoll-Ablösungsvertrag vom 16. Juli 1863 auf Grund einer zwischen den beiderseitigen Bevollmächtigten am 18. März v. J. zu Berlin abgeschlossenen Convention, deren Ratificationen am 16. Januar d. J. zu Berlin ausgewechselt sind, stattgefunden, und sind beide Verträge zur Kenntniß und Nachachtung publicirt worden. Damit ist unserer Rhederei der seit beinahe acht Jahren beschränkte Besuch der belgischen Scheldehäfen, in denen die mecklenburgischen Schiffe seit dem 20. October 1863 einer Surtaxe von 5 Francs per Tonneau unterworfen waren, wieder freigegeben. Wirklich hat denn auch, obwohl in der Zeit vom 9. November 1870 bis 27. März d. J. nur ein Schiff, die Rostocker Bark „Carl der Große“, Capitain Voss, in Vlissingen eingelaufen ist, schon im April d. J.